

Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **12 (1916)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wesen durcheinander. Die Schriftleitung hindert nicht den Redaktions schluß gleich darunter, und neben dem Versand steht die Expedition. Wir erwähnen das nicht, um „puristische Sprachpolizei“ zu üben (es ist ja gar nicht wichtig, ob eine Zeitschrift Redaktions schluß oder Einsendefrist schreibe), sondern weil wir uns gerne Rechenschaft geben von den Triebfedern und Seelenzuständen, die im Verhalten zu sprachlichen Neuerungen zu beobachten sind.

* * *

Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr.

Da könnte man nun dieses Jahr leicht ein ganzes Buch schreiben. Denn das Verhältnis der Deutschen zu den Welschen oder vielmehr umgekehrt: der über alle möglichen eingebildeten Bergewaltigungen aufgeregten Welschen zur deutschen Mehrheit unseres Landes ist nicht einen Tag lang zur Ruhe gekommen und gibt fortwährend zu reden. Zum ersten Mal seit — ja wohl überhaupt zum ersten Mal — sind unsere welschen Eidgenossen amtlich zusammengeschlossen als Minderheit mit Forderungen und Beschwerden an die obersten Landesbehörden gelangt, indem einmal vier, ein anderes Mal fünf Regierungen (Freiburg, Waadt, Wallis, Neuenburg, Genf) zwar einzeln, aber doch nach vorheriger Verständigung Eingaben desselben Inhalts an den Bundesrat gerichtet haben, — Ansätze zu einem regelrechten Sonderbund in Zeiten schwerster Notlage des Vaterlandes.

Doch diese Dinge können wir hier übergehen, weil sie zwar das Verhältnis der Sprachgemeinschaften (in andern Ländern würde man sagen: der Nationalitäten) zueinander betreffen, nicht aber die Sprachen selber und ihren Machtbereich. Nur ein einziges Mal haben die so empfindlichen Welschen Gelegenheit gefunden, sich über die Zurücksetzung ihrer Muttersprache zu beschweren, nämlich als sie geltend machten, der Armeestab habe am 1. Herbstmonat an die Heeresbehörden der ganzen Schweiz seine Weisungen in einem Schreiben deutscher Sprache mitgeteilt. So vorzüglich gewissenhaft regelt die deutsche Mehrheit unseres Landes den Verkehr unter den verschiedenen Landesteilen, daß die empfindliche Minderheit nur ein einziges Mal über eine Verletzung ihrer sprachlichen Rechte klagen konnte. Der Bundesrat hat diesmal erfreulicherweise so gehandelt, wie man sonst gewohnt ist, daß Klagen deutscher

Schweizer behandelt werden: er nahm die Beschwerde nicht schwer, antwortete kurz und sachlich darauf und stammelte keine Entschuldigungen wegen der Kleinigkeit.

Also ein Sprachenstreit ist nicht der Grund des Gegensatzes von Deutsch und Welsch. Der Streit hat eine andere Grundlage: das uralte Bewußtsein der Ueberlegenheit des Romanen über den Germanen. Der Romane ist der Meinung, daß er über die Welt-ereignisse richtiger urteile, daß er besser wisse, was Recht, Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwürde sei, und daß wir germanische Landsleute geistig und sittlich tiefer stehen als er, oder wie man es höflicher ausdrückt, leider lange Zeit verderblichen Einflüssen von außen ausgesetzt gewesen seien und nun nicht mehr recht zu urteilen vermöchten.

Dazu kommt, daß in der welschen Schweiz, dieser jüngern Schicht der Eidgenossenschaft, das Staatsgefühl schwächer ist als in der alten, geschichtlichen Schweiz, so daß dort die Leidenschaften der Kriegszeit im vaterländischen Gedanken nicht genügende Hemmungen gefunden haben. Das hat sich jetzt dem blödesten Auge gezeigt: wenn die Vaterlandsliebe darin besteht, Leidenschaften, Liebhabereien, Haßgefühle und eigensinnige Gedanken um der Volksgemeinschaft willen zu zügeln oder zu opfern, dann hat die schweizerische Vaterlandsliebe ihren Sitz wesentlich östlich der Sprachgrenze. Natürlich gibt es auch auf der andern Seite viel gute und starke Liebe zum Vaterlande, aber ohne die Besonnenheit der deutschen Schweizer stünde es doch übel um unser liebes Vaterland. Die Selbsterhaltung der Schweiz würde demnach erfordern, daß das alemannische Volkstum nach Möglichkeit gestärkt würde und sein Uebergewicht erhalten bliebe. Jeder Stein, der von dem alten Felsen unseres schweizerischen Deutschtums abbröckelt, bedeutet einen Schaden am Vaterlande. Das haben wir jetzt lernen können.

Erwähnen wir nach dieser allgemeinen Betrachtung noch kurz einige bezeichnende Vorgänge.

Wir haben uns voriges Jahr über das Verhalten der welschen Eidgenossen zu unseren Mundarten geäußert und festgestellt, daß sich da eine scheinbare Liebe zu dem früher verachteten Schweizerdeutsch zu zeigen beginnt, daß diese Liebe aber in Wirklichkeit Haß gegen die deutsche Schriftsprache ist. Wenn jemand noch an der Richtigkeit dieses Urteils zweifeln wollte, so müßte ihn eines Bessern belehren, was am 15. April in den „Basler Nachrichten“ stand:

„Zeitgemäß. Aus dem „Journ. de Gen.“ vernimmt man, daß im Genfer Unzeum eine echte Zürcherin einen gut besuchten Kursus in Schweizerdeutsch (dialecte alémanique) für Genferinnen erteilt, die, wie das Blatt sich ausdrückt, „mit ihren Bundesgenossen sich in der kräftigen Sprache zu unterhalten wünschen, für die wir eine so starke Vorliebe gewonnen haben, seitdem wir in ihr einen festen Damm wider die Einflüsse des imperialistischen Deutschland erkannt haben“. Man habe schon eigentümliche Laute vernehmen können, die sich den jungen welschen Kehlen entwandten, wenn sie sich bemühten, die rauhen Klänge des Schweizerdeutschen naturgetreu wiederzugeben.“

Hier wird also genau das gesagt, was wir sagten, nämlich, daß man unsere Mundarten unschön findet, aber sich dafür einsetzt aus Abneigung gegen Deutschland. Wir halten eine derartig begründete Zuneigung zu unserer Heimatsprache nicht für ersprießlich. Eine Liebe, die die Rehrseite eines Hasses ist, kann nicht frommen. Wenn man für unser Schweizerdeutsch keine andern Gefühle aufbringt als daß man es willkommen heißt, weil es ein „Damm gegen das imperialistische Deutschland“ ist, so stellt man es neben die Senegalneger und Ghurkas, die man wohl ebenfalls eigentlich etwas rauh findet, aber als Hilfe gegen das imperialistische Deutschland schätzen gelernt hat. Wir lehnen diese Art Wertschätzung unseres geliebten Schweizerdeutsch dankend ab.

Eine ungemein bezeichnende Nachricht kam im Frühjahr aus dem Jura. Dort liegt in dem ganz deutschen Bezirk Thierstein des ganz deutschen Kantons Solothurn das ganz deutsche Dorf Breitenbach, das niemals anders als Breitenbach geheißen hat. In Breitenbach besteht eine Fabrik, Isola-Werke genannt, die wie der „Démocrate“ (18. April 1916) sagt, besonders mit England und Frankreich Geschäfte macht. Infolge von Schwierigkeiten, die in diesen Ländern erhoben worden sind, wünschte nun die Fabrik, neben dem deutschen Namen des Ortes einen französischen führen zu dürfen, damit jede Verwechslung mit einem in Deutschland liegenden Breitenbach ausgeschlossen sei. Nun gab es aber für Breitenbach keinen welschen Namen. Man mußte einen erfinden und tat es: Bretonbac. Die solothurnische Regierung hieß diese Neuerung gut. Hoffentlich sind allen Beteiligten die höhnischen Artikel der welschen Zeitungen bekannt geworden, die sich über die charaktervollen, ihren Namen wegen geschäftlicher Vorteile bereitwilligst ändernden Deutschschweizer lustig machten. Wir stellen hier wieder einmal die Gegenfrage: Man denke sich, ein Geschäftshaus in Bellerive stelle bei der waadtländischen Regierung das Begehren, den neuen Namen Bellreif einführen zu dürfen, weil im Geschäftsverkehr mit

Deutschland die Verwechslung mit gleichnamigen Orten Frankreichs Schwierigkeiten mit den Behörden verursache. Erste Frage: würde ein welscher Schweizer etwas derartiges begehren? Zweite Frage: würde sich ein Welscher dazu hergeben für einen Ort seiner Heimat einen neuen, deutschen Namen zu erfinden? Dritte Frage: würde eine welsche Regierung einem Dorf ihres Kantons einen deutschen Namen genehmigen? Vierte Frage: wie würde man sich zu Schwierigkeiten stellen, die von reichsdeutschen Behörden schweizerischen Geschäftsleuten gemacht würden um eines französischen Ortsnamens willen?

Aus dieser kleinen Geschichte aber geht zweierlei mit Deutlichkeit hervor: Erstens daß es im Kanton Solothurn nicht an echten deutschschweizerischen Micheln fehlt, und zweitens, daß die Weltereignisse nicht ganz ohne Bedeutung für die sprachliche Zukunft der Schweiz sind.

* * *

Am 15. Weinmonat 1916 hielt der Sprachverein seine Jahresversammlung im Zunftsaal zu Zimmerleuten in Zürich ab. Eingeleitet wurde sie durch einen öffentlichen Vortrag von Prof. Dr. A. Steiger über die Berechtigung einer deutschen Sprachbewegung in der Schweiz. Die Mitglieder der Neuen Helvetischen Gesellschaft waren dazu geladen worden als zu einer Gegenkundgebung und Antwort auf die Angriffe der Redner vom 14. Heumonat. Der Besuch war gut, Aufmerksamkeit und Stimmung im Saale vorzüglich und reicher Beifall der Lohn des Redners. Eine Anzahl Beitritte erfolgte sogleich.

Der geschäftliche Teil der Tagung war am Vorabend in einer Vorstandssitzung so vorbereitet worden, daß er sich glatt und rasch abwickelte. An die Stelle des wegen vermehrter beruflicher Arbeit zurücktretenden Schriftführers wurde Herr Professor Steiger gewählt. Der vorstehende Jahresbericht und die Jahresrechnung wurden angehört und mit Dank genehmigt. Sodann wurde der Ausschuß beauftragt, die Herausgabe einer schweizerischen Beilage zur Zeitschrift in Form eines bedruckten Umschlags vorzubereiten. Endlich wählte man einen Ausschuß von drei Mitgliedern, der die längst geplante, aber durch den Krieg bisher verhinderte Herausgabe von Lebensbildern schweizerischer Dichter durchführen soll.

* * *

Ueber die Tätigkeit unserer Berner Ortsgruppe im verflossenen Jahr wird uns folgendes berichtet:

Unter den sechs vom Verein veranstalteten Vorträgen behandelten drei bernische Mundarten. Herr Dr. K. Fischer sprach über das Oberhasli, Herr E. Wymann über das Oberaargau und Herr D. Andrist führte uns nach Oberwil im Simmental. Durch wissenschaftliche Behandlung der Spracheigentümlichkeiten und durch Vorlesen und Aufsagen von Geschichten und Versen verstanden es die Vortragenden, ein lebendiges Bild ihrer engern Heimat zu entrollen. Die vielfach benützte Umfrage gab Gelegenheit zu wertvollen Ergänzungen und Vergleichen; manche Ausführungen über Gepflogenheiten des Landvolkes waren uns Städtern neu und bereicherten so, auf dem Wege sprachlicher Erörterung, unser volkscundiges Wissen.

In seinem Vortrage „Sprachstudium und schweizerische Kultur“ befaßte sich Herr Dr. A. Schrag mit den Vorschlägen Konrad Falkes über eine nationale Erziehung. Gegenüber dem Verlangen einer „allgemein-schweizerischen“ Erziehung mit ungefähr gleicher Berücksichtigung aller Landessprachen stellte der Vortragende fest, daß es unmöglich ist, sozusagen gleichzeitig verschiedene Kulturen in sich aufzunehmen. In den Mittelpunkt der Schulbildung gehöre unbedingt die Muttersprache, der eine erhöhte und nicht eine verminderte Bedeutung zukomme. Ein wirkliches Verständnis und eine Beherrschung der Fremdsprachen erringe man ja doch nur durch einen Aufenthalt in den entsprechenden Ländern. In bezug auf die höheren Schulen empfiehlt er die Vorschläge von Prof. Dr. O. von Greherz: eine sprachlich-geschichtliche Abteilung (deutsches und fremdes Schrifttum in Uebersetzungen eingehend betrieben, Fremdsprachen an zweiter Stelle) und außerdem die altklassische und die realistische Abteilung, letztere ohne Latein. Die Umfrage ergab völlige Zustimmung, und es wurde von einer Seite auch auf den großen Nutzen einer neutralen Weltsprache hingewiesen.

Der Vortrag über das „Kaufmannsdeutsch“, gehalten von Herrn Paul Untener, zeichnete sich namentlich durch die große Klarheit aus, mit der die zahllosen Sprachfehler in bestimmte Klassen eingeteilt und die Ursachen dieser Sünden aufgedeckt wurden. Die Unklarheit, die Schwulst, die kriechende Höflichkeit, das Nachäffen fremder Sprachformen und als Gegenstück die Unkenntnis der einfachsten, deutschen Sprachregeln, dies und anderes wurde mit treffenden Beispielen belegt und mit einfachen Ratschlägen zum Bessermachen be-

gleitet. Auch Herr Antener konnte nicht um die Frage der Erziehung herumkommen, ist es doch bekannt, daß mancher Jüngling in der Unterstufe richtig schreibt und nachher in der Lehre oder in der Handelsschule sprachlich für das ganze Leben verdorben wird. Wir müssen uns also um einen bessern Deutsch-Unterricht in den Fachschulen bemühen und darauf dringen, daß die jungen und alten Kaufleute der Muttersprache die gebührende Achtung erweisen.

Ein ganz anderes Gebiet betrat Herr Dr. S. Stichelberger mit seinen Ausführungen über „Deutsche und Lateinische Schrift“. Er wurde zur Prüfung der Frage angeregt, weil in der bernischen Schulsynode die Abschaffung der deutschen Schreibschrift erörtert wurde, und in der Ostschweiz vielerorts nur noch „lateinisch“ geschrieben wird. Seine durch viele Schriftproben erläuterten Darlegungen zeigten, daß die sog. deutsche Schrift, richtiger Fraktur benannt, mit dem Deutschtum nichts zu tun hat, sie ist einfach eine gotische, aus dem 16. Jahrhundert stammende Schriftart, die damals in allen Ländern üblich war. Die romanischen Völker haben sie wieder zugunsten der Antiqua verlassen, allerdings mit der Ausnahme vieler Ueberschriften (z. B. der Temps, Matin, Times u. v. a.). Die deutschen Stämme behielten sie bis heute, doch zeigt sich namentlich in wissenschaftlichen Werken ein Hinneigen zur anderen Form. Seit dem Kriege kam die Fraktur aus völkischen Gründen wieder in Aufschwung. Der Vortragende verzichtete auf bestimmte Vorschläge, weil beide Schriftarten Vorzüge und Nachteile haben, von denen die wichtigsten sind: für die Fraktur: Geschichte, Gewohnheit, Eigenartigkeit und Mannigfaltigkeit; für die Antiqua: die Einheitlichkeit des Lernens, die Erleichterung für Fremde und das Weglassen der großen Anfangsbuchstaben im Deutschen, das bei Annahme der Fraktur leichter durchzuführen wäre.

Nach sehr lebhafter Besprechung, in der Angehörige verschiedenster Berufsarten ihre Erfahrungen bekannt gaben, wurde folgendes Ergebnis in das Berichtsbuch eingetragen: „Die Mehrheit der Versammlung ist der Ansicht, es sollte in den Schulen nur noch die Antiqua als Schreibschrift gelehrt werden, doch seien die Kinder in der Fraktur so weit auszubilden, daß sie Briefe und Drucksachen in dieser Schrift geläufig lesen können. Die Abschaffung der großen Anfangsbuchstaben bei den Hauptwörtern und die vermehrte Berücksichtigung der Kurzschrift wird von verschiedenen Rednern empfohlen. — In bezug auf die Verwendung der Fraktur als Druckschrift

sind die Ansichten geteilt, den Vorteilen der Beschränkung auf eine Schriftart stehen die Mannigfaltigkeit und der künstlerische Wert der Fraktur gegenüber.

Während diese lehrreichen Vorträge stets dankbare Zuhörer fanden, hatte der Verein mit der Anpreisung seiner Sprach-Auskunftsstelle weniger Erfolg.

Die Hauptversammlung vom 22. November 1916 hörte den Jahresbericht des Obmannes, Herrn K. Schrämlı, an und genehmigte die Jahresrechnung, die leider mit einem kleinen Fehlbetrag abschließt. Unter bester Verdankung für die geleisteten Dienste wurden Frau L. Schrämlı-Weißer und Herrn Paul Antener, die dem Vorstande seit mehreren Jahren angehörten, der nachgesuchte Rücktritt aus dem Vorstand gewährt. Als neuer Obmann für den eine Wiederwahl ablehnenden Herrn Schrämlı, der dieses Amt in verdankenswerter Weise seit 4 Jahren bekleidet hatte, konnte Herr Dr. K. Fischer, Vorsteher der Mädchen-Handelschule, gewonnen werden. Außer Herrn Dr. Fischer gehören dem Vorstand an Herr E. Stettler als Schriftführer, Herr F. Blatter als Rechnungsführer und die Herren Dr. H. Stichelberger und K. Schrämlı als Beisitzer. Der Zweigverein Bern (Verein für deutsche Sprache) zählt nun 39 Mitglieder, die alle dem deutschschweizerischen Sprachverein angehören.

Der geschäftsführende Ausschuß.